

Franz List
Teufelhofer Straße 19F
3100 St.Pölten
0699/11180566

8 Seiten

VENEZIANISCHES INTERMEZZO

(basierend auf einer wahren Begebenheit)

Sechs ist eine gute Zahl, wenn man nach Venedig fährt. Vor allem in den kleinen Gaststätten in Venedig. Da sind sechs Leute schon ein kleiner Menschenauflauf. Aber ich habe Erfahrung mit sechs Venedigreisenden. Schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren fahre ich nach Venedig im Herbst. Und meist sind wir zu sechst. Außer in den kurzen Jahren, in denen meine Frau und ich frisch verliebt gewesen waren. In diesen Zeiten fuhren wir lieber in intimer Zweisamkeit.

Der Besuch in dieser etwas anderen Stadt verläuft immer beinahe gleich ab und unterscheidet sich doch grundlegend von den Aufenthalten der vergangenen Jahre. Aber jener im letzten Herbst sollte ganz besonders werden.

Außerordentlich besonders.

Langsam rollt der Zug in den Bahnhof Santa Lucia und es überkommt mich wieder dieses seltsame und unerklärliche Glücksgefühl, das mich jeden Herbst auf einer rosa Wolke der Glückseligkeit durch die Serenissima schweben lässt. Wochen vor der Abreise motzt meine Frau jedes Mal, sie wolle nicht immer nur nach Venedig fahren im Oktober, wo es doch so viele andere schöne Flecken auf der Welt gäbe, die sie alle noch nicht gesehen hätte. Mit stoischer Gelassenheit lasse ich diesen kleinen Egotrip meiner lieben Gattin über mich ergehen, denn ich weiß nur allzu gut, dass in ihrem tiefsten Inneren ein kleiner

Dämon schläft, der mit der Pünktlichkeit der italienischen Eisenbahn auf der langsamen Fahrt über den Damm von Mestre nach Venezia aus seinem Dämmerzustand erwacht und eine Saite in ihrem Herzen zum klingen bringt. Und dieser kleine Dämon ist es auch, der der Frau auszurufen befiehlt: „Ah! Endlich wieder Venedig!“ Dann ist es an mir, meine liebe Frau zu Herzen und ihr schmunzelnd ins Ohr zu flüstern: „Schön mit dir hier zu sein!“

Die sechs Gefährten, die jeden Oktober von Mittwoch bis Sonntag nach Venedig fahren, sind allesamt in ihren Vierzigern und durch ihre Liebe zur Serenissima zusammengeschweißt. Oft treffen wir uns auch unter dem Jahr bei dem einen und anderen Paar, um italienisch zu kochen, zu trinken und zu plaudern. Ja, wir besuchen sogar gemeinsam einen Italienischkurs.

Der wichtigste Augenblick – beinahe zur heiligen Handlung hochstilisiert – zählt bereits zum Reigen der Rituale, dem wir uns wie in jedem Jahr mit sinnlicher Akribie hingeben und der jeden einzelnen von uns in jene rauschartige Trance versetzt, die uns während des ganzen Venedigaufenthaltes begleitet. Der wichtigste Augenblick ist jener magische Moment, in dem die Glastüren des Bahnhofes zur Seite schwingen und wir auf der obersten Stufe wie angewurzelt stehen bleiben, Venedig in Form des Canal Grande noch gegenüberstehend. Kein Wort wird gesprochen, keine unnötige Bewegung gemacht. Wir könnten niemals sagen, wie lange dieser Zustand anhält. Vielleicht eine Minute, vielleicht eine Ewigkeit. Aber in dieser undefinierbaren Zeitspanne vollzieht sich eine wunderbare Metamorphose. Das seltsame Heimkehren in eine fremde Stadt. Die wundersame Veränderung des Bewusstseinszustandes. Als dann einer von uns, ich glaube diesmal war es mein Freund Gerhard, mit brüchiger Stimme die stille Andacht mit den Worten „Wie lange wollen wir noch hier herumstehen?“ beendet, war die Wandlung bereits vollzogen. Wir waren Venedig.

Hotel, Bar, irgendjemand – meistens bin das ich – faselt etwas von Kultur. Der Palazzo Grassi ist stets Fixpunkt in unserem Reigen. Rondo Veneziano ebenso.

Wir torkeln in Venedig hinein gleich einer sexuellen Erregung. Nein! Die Erregung findet in unseren Gehirnen statt. Ausnahmezustand. Ewig berauscht und doch stocknüchtern. Keiner kann sagen, was Tatsache, was Einbildung ist. Wir besuchen das armenische Kloster mit all seinen Schätzen, wagen in der neuen Bibliothek kaum zu atmen, während wir uns in den kleinsten Koran vertiefen. Kaum zurück am Markusplatz schlägt das Pendel in die andere Richtung aus. Wir müssen, ja, müssen, nicht können oder wollen, wir müssen zurück ins profane Leben. Gerhard schreit nach Nudeln, seine Herta nach einem Amaretto. Die Enoteca auf der Strecke zur Fondamente Nove verheißt Erfüllung, ja Schutz und Geborgenheit. Es ist fast vier Uhr nachmittags, keiner hat mehr Schuldgefühle ob zu wenig Kultur. Alle freuen sich auf einen unbeschwerten Tagesausklang, auf ein wenig Unbeschwertheit, darauf, so zu sein, wie man ist. Ich küsse meine Frau voll der Freude. Sie meint, wir sollten öfter nach Venedig fahren. Ich bin glücklich. Sie auch. Die anderen interessieren mich nicht im Augenblick. Ich bin bereit, hier und jetzt meine liebe Frau wieder zu heiraten. Es ist so schön, auf der Welt zu sein! Gust bestellt Rotwein. Vino della casa. Wir sprechen ihm heftig zu. Dazu gibt es alle möglichen Nudelgerichte, frittierte Fische, Calamari. Wunderbar. Endlich sind wir abgefüttert. Satt wie Säuglinge. Zufrieden. Der Wein beginnt zu wirken. Die Frauen sprechen von Nachspeise, meinen damit die fischen Italiener. Kichern, Blödeln. Wir Männer lassen uns das nicht zweimal sagen. Schon wollen wir uns über die Vorzüge der venezianischen Frauen auslassen, als sich die Tür öffnet und ein Mann samt Frau die Lokalität betreten. Ausländer, ganz klar. Vor allem die Frau erregt unsere Aufmerksamkeit. Blond, knallenge Jeans, jung. Herz, was willst du mehr? Er, grau, ja, weiß. Ihr Vater, ihr Ehemann? Wer weiß? Die beiden drücken sich kurz an der Vitrine mit all den verlockenden Speisen herum, bestellen und setzen sich an den Nachbartisch. Wir machen unsere Witze, kommentieren halblaut das Verhältnis

der beiden zueinander. Da, plötzlich, wir erschrecken, richtet der Fremde das Wort an uns:

„Hier wird deutsch gesprochen“, stellt er grinsend fest. Mann, ein Piefke, konstatiere ich, bevor ich beinahe automatisch antworte:

„Ja, ja, aber wir sind Österreicher!“

„Natürlich. Weiß ich eh“, gibt der Deutsche zurück und wendet sich seiner jungen Frau zu. Andächtig wenden auch wir uns der jungen Frau am Nachbartisch zu, bis wir drei Männer beinahe zeitgleich den Ellenbogen unserer Angetrauten zwischen den Rippen spüren. Na, na, schauen wird man doch noch dürfen, lautet die unausgesprochene Botschaft an unsere Frauen. Irgendwie habe ich ein schlechtes Gewissen. Dieser Deutsche scheint doch sehr nett zu sein. Also winke ich dem Wirt und lasse zwei Grappa auffahren.

Zehn Minuten später sitzen die beiden an unserem Tisch. Sie kommen aus Weimar, sagen sie, besitzen dort ein Hotel.

Noch mehr Grappa, noch mehr Wein.

Dieser Mensch besitzt einen Restaurantführer von Venedig. Wir folgen seinen Geheimtipps. Die Nacht wird lang und feucht.

Irgendwann zwischen Zuppa pavese – Goethe brachte sie nach Weimar, sagen sie – und Fegato veneziano gesteht uns Wolf mit bedauerndem Blick in sein Weinglas, dass sein Weinhauer aus dem Moseltal, der sein Hotel seit zwölf Jahren belieferte, in Rente ging und mangels Nachfolger einfach dicht machte, wie er sich ausdrückte.

„Kein Grund, Trübsal zu blasen, alter Germane!“, verkündet Gerhard, unsere Weine aus Niederösterreich sind zwar nicht so süß, oder soll ich sagen lieblich, wie die Moselweine, aber dafür liefern unsere Weinbauern nur Qualitätsware.“

„Ach was“, antwortet Wolf bestimmt, „wir werden uns aus unserer Gegend versorgen. Das Weinanbaugebiet Saale-Unstrut liegt schließlich nicht weit von uns.“

Und nach einer kleinen Pause fügt er verschmitzt hinzu: „Und außerdem: Wo liecht eischentlich dieses Niederösterreich, von dem ihr da andauernd faselt?“ „Immer wenn er betrunken ist, fängt er an zu sächseln“, erklärt seine junge Frau Anke. „Wo er doch aus Potsdam stammt.“ „Ah!“, bekunde ich meine geografischen Kenntnisse. „Ein Preuße!“ „Von der harmlosen Sorte“, lacht sie. „Dafür lebt er schon zu lange in Thüringen.“

Still denkt jeder von uns über die Unterschiede nach. Dann verwischen wir wieder die Nationalitätsgrenzen und werden wieder zu Europäern. Der Wirt geizt nicht mit dem Grappa, spendiert uns eine Runde und trinkt kräftig mit. Spät in der Nacht wanken wir durch die schmalen Gassen von Dorsoduro zurück zu unseren Hotels. Zuerst liefern wir unsere neuen Freunde ab, dann betten wir selbst unsere müden Häupter auf den unförmigen Kopfpolstern zur Ruhe.

Der Morgen bricht ebenso überraschend auf mich herein wie das Getöse der Kirchenglocken vor unserem Fenster. Im ersten Augenblick meine ich, die Glocken in meinem Kopf explodieren zu fühlen. Meine Frau sitzt zu Tode erschrocken – hyperventilierend – und kerzengerade neben mir im Bett und starrt auf die geschlossenen Fensterläden, als lauere hinter diesen ein vielköpfiges, besser: ein vielstimmiges Ungeheuer.

„Nächstes Jahr will ich nicht mehr neben einer Kirche wohnen“, jappst sie, während sie wie von einem Stein getroffen in die Kissen zurückfällt.

„Schwierig in Venedig“, gebe ich murmelnd zu bedenken und quäle mich aus dem viel zu weichen und noch dazu durchhängendem Bett, um die Fensterläden aufzustoßen. Alles in mir schreit nach einem Bier. Aber ich gebe mich zahm und nehme so wie alle artig das italienische Hotelfrühstück zu mir, dessen Geschmack ganz und gar nicht vermuten lässt, dass wir uns in Italien befinden. Anstandshalber lassen wir eine halbe Stunde verstreichen, ehe wir Männer uns

in einer Bar das erste Bier schmecken lassen, während die Damen einen Capuccino zelebrieren.

„Irgendwie wurmt es mich“, greift Doris, Gusts Angetraute, das Thema vom Vortag wieder auf, „dass unser neuer Freund, seines Zeichens Hotelier aus Germanien, unseren guten Wein so mit einer wegweisenden Handbewegung abtut.“

„Die da draußen mögen eben lieber die Moselweine oder die würzigen Saale-Unstrut – Tröpfchen“, gibt Gerhard zu bedenken. „Da kannst halt nix machen.“ Gedankenlos bestelle ich sechs „ombre“, diese netten kleinen Gläschen Rotwein, die die Venezianer so liebevoll „Schatten“ nennen, denn mehr als ein Schatten, der auf die Gurgel fällt, ist es nicht. Und da kommt mir eine geniale Idee.

„Wann wollen wir uns mit den Deutschen treffen?“, frage ich so beiläufig wie es mir möglich ist.

„In einer Stunde.“ Gust sagt es mit einer Ergebenheit, die merken lässt, dass er immer noch seinen schweren Gedanken über deutsche und österreichische und wohl auch italienische Weine nachhängt.

„Also gut! Wir sehen uns in einer Stunde auf dem Markusplatz beim Heiligen Teodoro“, stelle ich kurz fest, kippe den Rest meines „Schatten“ hinunter und verlasse die Bar mit einem knappen „Ciao“. Fünf Augenpaare starren mir nach, aber ich lasse mich nicht irritieren. Nach wenigen Schritten bin ich schon hinter der nächsten Ecke verschwunden. In Venedig kenne ich mich aus. Wenn ich nicht gefunden werden möchte, dann werde ich auch nicht gefunden.

Eine gute Stunde später hetze ich über den Markusplatz und die Piazzetta mein Bündel im Arm hütend wie einen Säugling. Alle warten bereits auf mich, das ist gut. Ein starker Auftritt ist immer gut. Ich habe ja auch an alles gedacht, da kann gar nichts schief gehen, grinse ich in mich hinein. Einheimische wie Touristen gleichermaßen wundern sich und warten vergebens auf besonderes Spektakel, als ich auf der Balustrade des Campanile mein Bündel öffne und die

nötigen Vorbereitungen für meinen großen Auftritt treffe. Mein Grinsen wird immer breiter. Endlich bin ich so weit. Ein kurzer Blick zu Teodoro überzeugt mich, von meinen Freunden noch nicht entdeckt worden zu sein. Gemessenen Schrittes trage ich meine Überraschung hinüber zu den beiden Steinsäulen. Ich nähere mich von hinten und verkünde: „Damen und Herren, g’schamster Diener.“ Verblüfft wenden sie sich zu mir um.

Momentan weiß ich auch nicht, was ich will. Und dass sie mich alle anstarren, macht die Sache auch nicht leichter. Eigentlich habe ich mir eine andere Reaktion erwartet. Mehr euphorisch, ja. Statt dessen starren mich alle blöd an, als wäre ich von einem anderen Stern.

Der Moment schwindet rasch, die erwartete Euphorie setzt ein. Endlich wird mein Bemühen gewürdigt.

Wir beginnen mit dem Grünen Veltliner aus dem unteren Traisental.

Allgemeines Zungenschmalzen und Kopfnicken. Dann folgt der Riesling und schließlich der Muskateller.

Unser Wirt, bei dem wir die Deutschen kennen lernten, betreibt eine Enoteca. Es war ein leichtes, dort österreichischen Wein zu finden. Und nun stehen wir da im Schatten von San Teodoro auf der Piazzetta von Venedig und schlürfen Wein aus Österreich. Wolf neigt wohlwollend sein Haupt. Anke spitzt die Lippen. Vorbeiflanierende Italiener, Venezianer, lächeln uns zu. Zwei Franzosen winken zu uns herüber. Ich überlege kurz, sie einzuladen, doch da marschieren sie weiter.

Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich auch in meinem Herzen als Europäer. Ich erinnere mich an Schillers Ode an die Freude. „Alle Menschen werden Brüder...“ Nachdenklich betrachte ich mein Glas und den goldgelben Wein darin.

Die Zeiten wandern.

Wolf kauft mittlerweile den Wein für sein Hotel in Weimar bei unserem Winzer in Nussdorf ob der Traisen. Meine liebe Frau und ich besuchten die beiden liebenswerten Freunde bereits mehrmals in ihrer Thüringischen Heimat. Und immer haben wir einen Korb mit Wein im Kofferraum.
Es lebe Venedig! Es lebe Europa! Es lebe der Wein!